

Führten die Spuren des Glaubens bei Rilke und Thomas Mann eher ins Außerchristliche und Außerkirchliche, so bei Jochen Klepper und Reinhold Schneider hingegen direkt ins Zentrum von Kirche und Christentum, obwohl auch hier nicht ohne Anfechtung und Versuchung. Baden bemüht sich, beide Gestalten zu parallelisieren als Konfigurationen „extremer Existenzen“: beide 1903 geboren, beide bedeutend älteren Frauen im Leben verbunden, beide dennoch arm an Eros in Leben und Werk, beide – auf je eigene Weise durch die Mode oder durch die Operette – der Welt zugewandt, beide schließlich tragische Existenzen, aber zugleich von unterschiedlicher Disposition für das Tragische. Besaß Schneider nach Ansicht Badens eine „ursprüngliche Affinität zum Tragischen“, so stand Klepper solchen Erwägungen ursprünglich ganz fern: „Der geborene Selbstmörder und der Selbstmörder wider Willen kontrastieren hier also in aller nur erdenklichen Schärfe: beide sind und bleiben tragische Figuren. Der eine, weil er dieses dunkle Erbe im Blut trug und ihm wehrlos ausgeliefert war; der andere, weil er in eine geschichtlich-politische Lage hineingeriet, aus der es für ihn keinen Ausweg gab“ (14 f.).

Badens behutsame Parallelisierung beider Gestalten bis hin auf ihren letzten – dunklen – Punkt, den er einerseits als Liquidierung des Glaubens an die Auferstehung (Klepper) umschreibt, andererseits als Ablegen der geistlichen Waffenrüstung und Verlieren in Schwermut (Schneider) kennzeichnet, zielt jedoch letztlich auf „die Übereinstimmung der Schicksale von Schneider und Klepper . . . in der religiösen Erfahrung“: „Der Mensch stirbt, wie Christus gestorben ist; dieser geistliche Tod bleibt die Voraussetzung eines neuen Lebens, das aus dem Grabe von Schwermut und Ohnmacht österlich hervorbrechen soll“ (27).

Das schmale Bändchen von Hans Jürgen Baden, wie immer brillant und verständlich geschrieben, zählt nicht einmal 100 Druckseiten, aber ist derart gehaltvoll, daß es zur wiederholten Lektüre verlockt; setzt es uns doch auf die Fährte von Menschen, die heute rar geworden sind, vielleicht besonders rar unter Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart.

Ernst Josef Krzywon

¹ Hans Jürgen Baden, *Der Glaube des Dichters*, Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1975. 78 S. Kart. 9,80.

Heinrich Pesch heute

Vor 50 Jahren, am 1. April 1926, ist Heinrich Pesch SJ aus diesem Leben geschieden und in den Frieden Gottes eingegangen. Bei uns in Deutschland, wo er gewirkt und in dessen Sprache er seine wissenschaftlichen Werke veröffentlicht hat, ist er nahezu vergessen; in den Vereinigten Staaten – mindestens in sozial engagierten katholischen Kreisen – lebt die Erinnerung an ihn fort. Zum 25. Jahrestag seines Todes schrieb Franz H. Mueller, Dean des St. Paul's College, St. Paul (Minn.), der in Berlin aufgewachsen war und Pesch gekannt hatte, in der damals von den Jesuiten in St. Louis herausgegebenen Zeitschrift „Social Order“ einen Gedächtnisaufsatz „I knew Heinrich Pesch“; jetzt, da sich Peschs Todestag zum fünfzigsten Mal jährt, hat „The Fo-

rum“ mich um einen Beitrag gebeten, der dar-tun soll, was Pesch *heute* noch für uns bedeutet.

Kann ein Gelehrter, dessen Name in dem Land, in dem er lebte und seine Werke erschienen sind, selbst im engeren Kreis der Fachgenossen kaum noch bekannt ist, weit über die Grenzen dieses Landes und seines Sprachbereichs hinaus heute noch von Bedeutung sein? Das kann offenbar nur dann der Fall sein, wenn seine Erkenntnisse und seine Gedanken, auch ohne daß man deren Urheber kennt, noch weiterwirken und Frucht tragen. Bei Heinrich Pesch trifft das zu.

Worin besteht die geistige Leistung von Heinrich Pesch und wie wirkt sie heute – ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod – in der

wissenschaftlichen, in der katholischen Welt weiter?

Als Pesch zu wirken begann, stand das, was wir heute katholische Soziallehre nennen, in ihren ersten Anfängen. Es war die Zeit, da die Kirche – spät genug – mit Leos XIII. Enzyklika „*Rerum novarum*“ sich erstmals den sozialen Problemen erschloß und sogleich den Anspruch erhob, sie habe dazu *autoritativ* etwas zu sagen. Gewiß, der Kirche obliegt die Pflicht, auch zu Fragen der gerechten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung Stellung zu nehmen und das Gesetz Gottes zu verkünden, und wenn ihr diese Pflicht obliegt, dann hat sie auch das *Recht* dazu. Aber war sie auch ausreichend gerüstet, um dieses Recht auszuüben und so die ihr obliegende Pflicht zu erfüllen? Schauen wir uns das damalige Schrifttum an. Es gab eine Menge von „Traktätchen“, aber kaum etwas von wissenschaftlichem Gewicht, das man dem herrschenden liberalen oder dem gerade beginnenden marxistischen Schrifttum ebenbürtig hätte an die Seite stellen können; selbst die für ihre Zeit sehr verdienstvollen Volksvereins-Hefte übertreffen dieses Niveau kaum. Im Bereich der einzigen damals schon voll entwickelten Sozialwissenschaft, das ist der Wirtschaftswissenschaft, herrschte die von Alexander Rüstow treffend als „*subtheologisch*“ bezeichnete Lehre von der „*invisibel hand*“ und das Zerrbild des „*homo oeconomicus*“; auf der anderen Seite standen die Lehren von Karl Marx; so war von beiden Seiten her der Zugang zu einem tieferen, dem wahren Wesen des Menschen gerecht werdenden Verständnis des gesellschaftlichen Zusammenlebens überhaupt und des Wirtschaftslebens im besonderen versperrt. Sollte die Kirche zu sozialen Problemen Stellung nehmen, dann mußte dafür zuerst ein tragfähiger Grund gelegt werden; an allererster Stelle mußte das rechte Verständnis des Menschen selbst und der menschlichen Gesellschaft erschlossen werden; nur das rechte Menschenbild erschließt das rechte Verständnis der menschlichen Gesellschaft.

Zweierlei war notwendig: gründliche Kenntnis der im ständigen Wandel befindlichen Tatsachen und philosophische Durch-

dringung der *unwandelbaren* Grundlagen. Diese Doppelaufgabe erkannte Heinrich Pesch und nahm sie in Angriff; damit war sein Lebensweg bestimmt; daraus erwuchs sein Lebenswerk.

Ein solches Werk ist niemals abgeschlossen, und so lebt auch Heinrich Pesch in der Fortsetzung dieses seines Werks fort. Hatte er im ersten Band seines fünf Bände umfassenden „Lehrbuchs der Nationalökonomie“ philosophisch nicht nur die Grundlagen der gesellschaftlichen Wirtschaft, sondern der menschlichen Gesellschaft überhaupt erarbeitet, so waren diese Grundlagen weiter zu vertiefen und war auf ihnen weiterzubauen. Aber zuerst mußte diese Grundlage einmal gelegt sein; wir alle, die wir nach Pesch gekommen sind, stehen und wirken auf dieser Grundlage. Ganz und gar auf dieser Grundlage aufgebaut ist die fünf Jahre nach Peschs Tod erschienene Enzyklika Pius' XI. „*Quadragesimo anno*“. Dasselbe gilt von den zahlreichen Verlautbarungen seines Nachfolgers Pius XII. zu Gegenständen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens; alle Welt weiß, daß Pius XII. während seines ganzen Pontifikats sich von Gustav Gundlach beraten ließ, den die Ordensobern zu Pesch entsandt hatten, als dessen Alter und gesundheitliches Befinden erkennen ließen, daß es an der Zeit war, ihm einen Nachfolger zu geben, der noch genügend Zeit haben sollte, im Umgang mit ihm sich ganz in seine Gedankenwelt einzuleben, um sie über seine begrenzte Lebenszeit hinaus weiterzutragen und fortzuentwickeln; diesem Vertrauen, das seine Obern und Pesch selbst in ihn gesetzt hatten, hat Gustav Gundlach bis zu seinem Tod (23. 6. 1963) voll und ganz entsprochen. Auch andere haben an Peschs Lebenswerk weitergebaut.

Heinrich Pesch nannte sein System „Solidarismus“; man wird sagen können, die ganze katholische Soziallehre sei heute „solidaristisch“, auch wenn manche ihrer Vertreter diese Bezeichnung nicht benutzen oder vielleicht gar für sich ablehnen. Pesch hat aber für seine Lehre noch eine andere Bezeichnung; er nennt sie „*soziales Arbeitssystem*“. Mit dieser bereits von Hermann Rösler ge-

prägten Formel tut Pesch einen Vorgriff weit über das hinaus, was in seinem Lehrbuch fertig ausgearbeitet vorliegt. Mit gutem Recht kann man sagen, diese Formel nehme bereits den Gedanken vorweg, den die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils in die Worte kleidet: „Die Ordnung der Dinge muß der Ordnung der Personen dienstbar werden und nicht umgekehrt“ (lateinisch viel prägnanter: „ordinatio rerum ordinis personarum subicienda est et non e converso“; Gaudium et Spes 26, al. 3). Für Heinrich Pesch war das ein sich von selbst verstehendes *ethisches Postulat*; der tatsächliche Befund aber sah (und sieht heute noch) anders aus. Zu seinen Tagen (und bis heute) ist es das Kapital, das die Unternehmen ins Dasein ruft und leitet; damit wird unvermeidlich die gesamte Ordnung der Wirtschaft von der „Ordnung der Dinge“, das ist von der Verteilung des Eigentums, in maßgeblicher Weise bestimmt. Diesen Gegensatz, um nicht zu sagen Widerspruch zwischen „sozialem Arbeitssystem“ und kapitalistischer Wirtschaftsweise kann Pesch unmöglich übersehen haben, aber offenbar vertraute er – wie das auch heute noch viele tun! – auf die Einsicht und das Verantwortungsbewußtsein derer, die als Eigentümer unmittelbar über den Einsatz der „Dinge“ (Sachmittel, Kapital) und damit zugleich mittelbar über die an diesen „Dingen“ beschäftigten „Personen“ verfügen und damit faktisch die Ordnung der Wirtschaft bestimmen: an *sie* richte sich dieses Postulat; *ihre* Sache sei es, ihm nachzukommen, es in die Praxis umzusetzen; sozialpolitische Maßnahmen sollten dem nachhelfen und haben in der

Tat dazu beigetragen, die Eigentümer der Sachmittel zu einem dementsprechenden Verhalten anzuhalten. *Institutionell* ist unsere Wirtschaft jedoch bis heute noch keineswegs in ein „soziales Arbeitssystem“ überführt.

Aus dem ethischen Postulat ein praktisch-politisches Programm zu machen, diese Aufgabe hinterließ Heinrich Pesch denen, die nach ihm kommen würden. Seine eigenen letzten Kräfte hat er an die Vollendung seines „Lehrbuchs der Nationalökonomie“ gesetzt, worin er von der jetzigen wirklichen, nicht von einer künftigen, erst noch auszu-denkenden „sein-sollenden“ Wirtschaft handelt; den in die Formel „soziales Arbeitssystem“ gekleideten Gedanken hat er nicht mehr zu Ende denken und noch weniger ausführen können. Aber dieser Gedanke ist nicht mit ihm gestorben; er lebt. Wir heute denken diesen Gedanken weiter; für uns darf er nicht länger ethisches Postulat bleiben, sondern muß *institutionalisiert* werden. Um den Weg dahin freizulegen, sind noch viele Fragen zu lösen, sind Schwierigkeiten in Menge auszuräumen; wir ringen darum; unser Ringen um die wirtschaftliche Mitbestimmung beweist es. Solange wir noch darum ringen, ebenso lang ist Heinrich Peschs Geist noch unter uns lebendig und am Werk. Erst wenn unsere Wirtschaft und Gesellschaft insgesamt – unbeschadet der der Institution des Eigentums immer verbleibenden Bedeutung – im Vollsinn des Wortes ein „soziales Arbeitssystem“ geworden sein wird, haben wir die Aufgabe erfüllt, die Heinrich Pesch bei seinem Tod vor 50 Jahren uns hinterlassen hat.

Oswald v. Nell-Breuning SJ